

Knaben, so bediene ich mich absichtlich dieses Ausdruckes; denn erstens fühlte ich mich schon damals vollkommen als „Bube“, und zweitens wurde mir das unschätzbare Glück zuteil, eine vollständige Jungenerziehung zu empfangen.

O wie bedauerte ich die armen Mädchen, welche „ehrbar und sittsam“, die Büchertasche unter dem Arme, die Notenmappe an der Hand, dahin schreiten mussten, während ich mich mit meinen tollen Kameraden herumbalgte und -jagte, dass die Wangen glühten und die Haare wild im Winde flatterten. Man versuchte mich auf diese Haare eitel zu machen und bewunderte den natürlichen Kopfschmuck so lange, bis ich, kurz entschlossen, zum Friseur ging und — mich scheeren liess. Wozu auch dieses unnütze Anhängsel, welches mir beim Laufen und Springen nur hinderlich war? Die Buben hatten das viel bequemer. Weshalb sollte ich es ihnen nicht gleich thun? Der Haarkünstler war zuerst so entsetzt über meine Aufforderung, dass er mich ganz starr ansah und in den Ausruf ausbrach: „Nein, das ist zu schade! Ich thue es nicht!“

„So gehe ich einfach zu einem anderen.“

Dieses half. Er machte noch einen schwachen Versuch, mich durch Ueberredung zurückzuhalten, mit dem Hinweis, dass das „prächtige Haar“ erst in drei Jahren seine „jetzige Fülle und Länge“ wiedererhalten haben würde.

„Die soll es ja überhaupt nicht wieder bekommen. Wozu lasse ich denn den Rummel herunternemen?“

Als er sah, dass alles nichts nützte, machte er sich mit einem schweren Seufzer ans Schneiden.

Hei, wie forsch kam ich mir nach vollendeter That vor! Nun sollte es nur jemand wagen, mich „Mädchen“ zu schimpfen, wie es kürzlich Winterfelds Fritz gethan! Ich war gerade so gut ein Junge wie er auch. Jetzt

Die Wahrheit über mich.

Selbstbiographie einer Konträrsexuellen.

Selbstbiographie — Selbstberäucherung! Man sollte die Hände davon lassen. Und doch thue ich es nicht. Warum nicht? Weil ich wiederholt aufgefordert wurde, mit der Wahrheit der guten Sache zu dienen. Allein — ich fürchte, fürchte!

Ich bin durchaus keine von denen, welche, unglücklich über ihren Zustand, das Köpfchen hängen lassen und jedem zurufen möchten: „Ach, wir armen Ausnahmen! Verzeiht, dass wir auf der Welt sind!“ Nein, ich bin stolz auf meine Ausnahmstellung. Ich werfe das Haupt in den Nacken, stampfe mit dem Fusse auf und spreche keck: „Siehe, das bin ich!“

Ich wurde in einer kleinen Residenz, als Tochter eines Privatgelehrten, geboren und bin das älteste von acht Geschwistern. Ob erblich belastet oder nicht, das bleibe hier unerörtert; denn wenn ich auch etwas in der edlen Wissenschaft der Medizin Bescheid weiss, so fühle ich mich augenblicklich doch nicht berufen, eine gelehrte Abhandlung zu schreiben. Vielleicht später einmal.

Meine Jugend ging hin wie diejenige aller — Knaben, welche den herrlichen Vorzug geniessen, zugleich die Freiheiten des Landlebens mit den Annehmlichkeiten der Grossstadt verbinden zu können, was wohl nur eine kleine Residenz gewährt. Wenn ich sage, ich lebte wie die

blickte ich sogar, und zwar mit Stolz, in den Spiegel, was ich sonst für eine höchst überflüssige Sache hielt.

„Soll ich das Haar vielleicht brennen?“

Ich brach in schallendes Gelächter aus.

„O nein, nein! Ich will mich doch nicht zum Dandy heranbilden!“

Der Künstler wickelte meinen Zopf säuberlich in Seidenpapier und wollte mir denselben feierlich überreichen.

„Was soll ich damit anfangen? Behalten Sie ihn nur!“

„Würden Sie ihn für zehn Mark verkaufen?“

Gern willigte ich ein. Dafür konnte ich mir ein hübsches Buch anschaffen. Und Bücher, Bücher, die sind stets meine Passion gewesen und auch geblieben. So trollte ich denn wohlgenut nach Hause, wo es natürlich gehörige „Dresche“ gab. Was that das? So etwas schüttelte man bald wieder ab, und an der Hauptsache war nichts zu ändern. Auch kam das redlich erworbene Geld, mit dem ich noch an demselben Tage zum Buchhändler eilte, mit inbetracht.

Wie schon gesagt: Bücher liebte ich leidenschaftlich. Es waren aber keine „Herzblättchens Zeitvertreib“, Töchteralbums etc., zu denen es mich zog, sondern Robinsonaden, Indianergeschichten u. dgl. Darüber konnte ich mit den Kameraden sprechen. Ja, wir sprachen nicht nur darüber, wir spielten auch Indianer. Aus unserem „Räuber und Gensdarmer“ war mit der Zeit eine ganze Räuber- und schliesslich Zigeunerbande entstanden. Ich wurde zum Hauptmanne erwählt und ein zarter, blonder Spielgenosse war die „Köchin“ des ganzen Trupps, „weil er so herrlich Spatzen braten konnte“. Das Schiessen der Sperlinge besorgten wir Uebrigen mit sogenannten Flitzbogen. Wir besaßen eine gehörige Uebung darin und lachten uns bei einem Fehlschusse gegenseitig aus.

Mitten auf dem Felde hatten wir einige Zelte auf-

geschlagen und in dem einen derselben einen steinernen Herd errichtet. Das Holz stahlen wir — Zigeuner müssen stehlen — von einem benachbarten Bauplatze. Wartenbergs Karl hatte eine Bratpfanne, eine Schachtel „Schweden“ und nach und nach ein ganzes Schock Eier aus der heimathlichen Küche nebst einem grossen Stück Speck, Butter und einer Tüte Salz herbeigeschleppt. Aus den umliegenden Feldern wurden Kartoffeln, Rüben u. dgl. aufgehoben. Und so litten wir, wenn wir von der Jagd oder anderen wilden Streifzügen zurückkehrten, keine Not; denn unsere „famose Köchin“ hatte in der Zwischenzeit alles wohl zubereitet und sogar die Sperlinge ausgenommen und gerupft.

Aber die Sache sollte ein Ende mit Schrecken nehmen, als wir uns daran machten, in einem ziemlich entfernten Dorfe einem Bauern ein Huhn zu stehlen. Der Alte wollte unsere Erläuterung, dass wir Zigeuner wären, nicht verstehen und erklärte sich erst dazu bereit, von einer Anzeige abzustehen, nachdem wir unsere ganze Barschaft zusammengeschossen und ihm dieselbe als Ersatz für den fast gehaltenen Verlust zurückgelassen hatten.

Ich aber fühlte mich gedrängt, als Hauptmann der Bande ein strenges Gericht über die unwürdigen Mitglieder zu halten, welche so dumm sein konnten, sich abfassen zu lassen. Auf einen Wink von mir wurden die Bösewichter von den Kameraden mit Taschentüchern und Bindfäden, die wir zum Zwecke des „Drachensteiglassens“ gewöhnlich bei uns trugen, gefesselt und in den nahen Wald geschleppt. Ich stieg auf einen Baum — klettern konnte ich aus dem „ff“. — War damals auch leider noch nicht die bequeme Mode eingeführt, ein „Radfahrererkostüm“, d. h. eine festgeschlossene „Pumphose“ unter dem Frauenrock zu tragen, so konnte ich es doch wegen einer sehr praktischen Methode den Knaben in allen Leibesübungen, im Welleschlagen, Kopfstehen, auf

den Händen gehen u. s. w. gleichthun. Ich trug beständig eine grosse „Sicherheitsnadel“ bei mir. Mit derselben befestigte ich das hintere Ende meines Rockes, indem ich es durchzog, an den vorderen Teil des Kleides. So hatte ich die mir leider versagte Hose. Ich muss gestehen, dass ich fast bis zu meiner Uniyersitätszeit den Glauben hegte, der ganze Unterschied zwischen den „Jungens“ und mir bestände einzig und allein in der Kleidung, und ich war zuweilen recht unzufrieden darüber, dass man mich von Anfang an durch den Anzug zum Mädchen gestempelt hatte. --

Nachdem ich zur Bestrafung der Uebelthäter meinen erhöhten Sitz eingenommen hatte, fielen auf meinen Wink die Fesseln, und ich hielt strenges Gericht. Die Hauptmissethäter, d. h. die Dummsten, empfingen den niederschmetternden Urteilsspruch, dass sie heute „Hannchen“ — so nannten wir unsere Köchin, während man mir den Namen „Hans“ beigelegt hatte — im Haushalte assistieren sollten, indessen wir auf einen frischen, fröhlichen Kriegszug ausgehen würden.

Schweigend, mit finsternen Gesichtern, fügten sie sich dieser Grausamkeit, da sie wohl wussten, dass ein Widerspruch ihr Schicksal nur verschlimmern konnte. Wie in einer Leichenprozession gingen sie hinter uns her und folgten uns nach Hause, das will sagen, in unsere Zelte.

Als wir aber ausgezogen waren und Hannchen den einen bat, die Rüben „zu schaben“, den anderen, die Kartoffeln „zu schälen“, brachen Unwille und Revolte aus.

„Wir sind keine Mädchen, wir können und werden nicht kochen!“

Hänschen versuchte beide zu beruhigen. Umsonst. Kurt ergriff einen brennenden Holzspahn und zündete das Zelt an. Da auch die übrigen luftigen Wohnungen nicht weit lagen und ein kräftiger Wind blies, so sprang die Flamme lustig weiter und das Feuer flackerte hell empor.

Es hätte ein Unglück geben können; denn, wie schon erwähnt, lag ein grosser Bauplatz mit vielem Holze ganz in der Nähe. Aber die dort beschäftigten Arbeiter hatten den Brand sofort bemerkt. Sie eilten herbei, und es glückte ihnen in kurzer Zeit, zu löschen.

Natürlich wurde die Geschichte in der Stadt bekannt. Und es war wohl keiner von unserer ganzen Zigeunerbande, der ohne Schläge davonkam. Was indessen noch schlimmer war, man deckte die meisten unserer Streiche auf. So erzählte man sich z. B. — nicht ohne allen Grund — dass wir im Nachbardorfe ein Schweinchen „gemopst“ hätten; dann aber sollten wir dasselbe, wahrscheinlich, weil wir nicht genau wussten, wie es schlachten, braten oder zu Wurst machen, in einen Teich gesetzt haben. Das Tierchen schwamm seelenvergnügt zum anderen Ufer. Hier wurde es sofort von einem vorübergehenden Handelsmanne in Empfang genommen und auf die Schulter geladen, wohl in der Absicht, dasselbe dem Eigentümer zurückzubringen. Uns jedoch kam die Sache etwas unwahrscheinlich vor, und wir schickten zwei Abgesandte unserer Gesellschaft auf das nächste Bürgermeisteramt, um den ehrlichen Wanderer des Schweinediebstahles zu ziehen. Die weitere Folge war, dass der ursprüngliche Besitzer sein Viehlein wiedererhielt.

Wie viel an der Sache wahr ist, will ich, meiner Kameraden wegen, nicht verraten, auch nicht, ob wir wirklich die Fenster der Schlosskirche eingeworfen haben, wie man behauptete. Genug, dass man uns dessen für fähig hielt. Gegen jeden von uns wurden, da so etwas „denn doch über die Hutschnur ging“, gebieterische Massregeln ergriffen, und mir untersagte man ein für alle Mal, mit den Jungen zu spielen.

Nun, das war nicht so schlimm. Ich hatte genug gespielt — dass ich mich mit Mädchenumgang entschädigen könnte, der Gedanke ist mir nie gekommen — jetzt nahm

ich meine Zuflucht zu den lieben Büchern. Ich ging in des Vaters Bibliothek und las alles, was mir in die Hände fiel, besonders Kriegsgeschichten und Seeabenteuer.

O, weshalb konnte ich nicht Soldat, weshalb nicht Matrose werden? — — —

Ich will nicht behaupten, dass ich besonders gern lernte. Ich bewältigte mein Pensum hauptsächlich aus Ehrgeiz. Das Arbeiten wurde mir leicht. Etwas einmal hören oder einmal durchlesen, und die Sache sass, blieb auch haften. Die schriftlichen Aufgaben schüttelte ich, sozusagen, aus dem Aermel. Aber es wäre auch oft das einmalige Durchlesen, das Ausdemärmelschütteln unterblieben, wenn es mir möglich gewesen wäre, in der Klasse einen anderen Platz als den ersten innezuhaben.

Wir hatten in unserem Städtchen eine kleine Privatschule für Knaben. Da dieselbe hauptsächlich für meine Vettern — meine Brüder waren damals noch zu jung — und auf besondere Verwendung meines Vaters eingerichtet worden war, so wurde mir die Erlaubnis erteilt, an sämtlichen Unterrichtsfächern teilzunehmen. Das war etwas für mich! Natürlich bestärkte es mich noch mehr in dem Glauben, dass ich „eigentlich“ ein Knabe und kein Mädchen sei.

Nebenbei hatte ich Handarbeitsstunden, Konversation in den neueren Sprachen, usw. Es war indessen merkwürdig: Eine so gute Schülerin ich in den Augen meiner Lehrer war, eine ebenso unausstehliche, trotzig, eigensinnige war ich den Lehrerinnen gegenüber, sobald ich für dieselben nicht „schwärmen“ konnte. Und zu diesem Gefühl riss mich nur die zwanzigjährige Französin fort, weil — sie so wunderbar grosse blaue Augen, so herrliches schwarzes Haar hatte, überhaupt so schön war. Ich erfuhr bald, dass die Offiziere der Residenz meinen Geschmack teilten, worauf ich nicht wenig stolz war. Als indessen einer derselben meine Angebetete als Gattin

heimführte, hätte ich diesen am liebsten gefordert. Nichts konnte mich bewegen, zu der Hochzeitsfeierlichkeit, zu welcher ich geladen war, zu gehen. Ich schloss mich dem halben Tag über in mein Arbeitszimmer ein und stampfte von Zeit zu Zeit heftig auf den Boden. Damals war ich 14 Jahre alt.

Im nächsten Monat sollte unser Klassenunterricht ein Ende haben. Die Knaben, meist älter als ich, hatten ihr Einjährigen-Zeugnis „in der Tasche“ und bezogen das Gymnasium einer grösseren Stadt. Und ich, die ich das beste Examen gemacht hatte? Ich wurde nicht aufgenommen, weil — ich ein Mädchen war. Das war die erste wirkliche Enttäuschung meines Lebens. Weine lag nicht in meiner Natur. Ich musste handeln, trotzdem. Ich wollte dennoch meine Abiturientenprüfung bestehen und noch früher als meine Freunde.

So verschaffte ich mir den Lehrplan der betreffenden Schule und arbeitete mit Hülfe meines Vaters nach demselben. Nebenbei trieb ich Musik, in welcher ich jedoch nie zur Vollkommenheit gebracht habe. Eines Tages hörte ich, wie die ganze Stadt in Aufregung war, da eine Dame aus der Gesellschaft, welche mir sehr wohl bekannt, in dem jugendlichen Alter von achtzehn Jahren ihr Lehrerinnenexamen gemacht habe.

„Wenn es weiter nichts ist!“ dachte ich, ging zu der Vorsteherin der betreffenden Bildungsanstalt und liess mich von dieser zunächst privatim prüfen. Mir wurde der Bescheid, dass ich wohl die nötigen Kenntnisse habe, aber nicht das vorgeschriebene Alter. Selbst für die Aufnahme in die Selektta sei ich noch zu jung. Was thun? Warten hiess die Losung! Ich hatte mir einmal vorgenommen, auch dieses Examen zu bestehen, und darum liess sich nichts an der Sache ändern.

Dass man mir, gleichfalls wieder privatim, die Abiturientenprüfung abnahm — noch bevor meine früher

Spielkameraden fertig waren — wurde mit vieler Mühe durchgesetzt.

Nun ging es nach der Schweiz, um mich für das Universitätsstudium zu immatrikulieren. Zunächst hiess es „Philologie“. Ich musste ja noch das Lehrerinnenexamen machen. Dieses wurde, nachdem ich „das vorgeschriebene Alter“ glücklich erreicht hatte, glänzend absolviert. Bei der Prüfung hörte ich die Bemerkung, dass jedes einigermaßen begabte Mädchen nicht auf halbem Wege stehen bleiben dürfe, d. h. dass dasselbe selbstverständlich auch die Schulvorsteherinnenprüfung machen müsse.

Ich erkundigte mich sofort nach den Bedingungen und, o Schreck! erfuhr, dass fünf Jahre Unterrichtspraxis, worunter zwei an einer öffentlichen Schule, verlangt würden. Jetzt war guter Rat teuer. Doch nicht lange. Aufgeschoben ist ja nicht aufgehoben. Adieu vorläufig schöne Studentenzeit, Freiheit und Jugendtollheit! Nun zunächst die Brille auf die Nase gesetzt — ich besann mich rechtzeitig eines Besseren und unterliess es, denn ich bin durchaus nicht kurzsichtig —, das Antlitz in ehrbare Falten gelegt und unsere Heranwachsenden auf den Weg der Tugend und Wissenschaft geführt, denselben als glänzendes Muster vorangeleuchtet!

Vor dem engeeingegrenzten Schulleben hatte ich rechte Angst; aber es musste ja nicht sogleich sein. Ich konnte während der drei ersten Jahre eine Erzieherinnenstelle annehmen, trotzdem man mir sehr davon abriet. Indessen hörte ich auf keine Vorstellungen, bin ich doch stets meinen ersten Eingebungen gefolgt und habe somit die Wahrheit des Sprichwortes erfahren: „Dem Mutigen gehört die Welt“.

Auch dieses Mal gelang es mir wieder. Ich fand eine beneidenswerte Stelle, hatte eine vorzüglich begabte Schülerin, wenig Arbeit, ein ideales Familienleben und

herrliche, köstliche freie Zeit. Dieselbe benutzte ich hauptsächlich, um mich der Schriftstellerei hinzugeben in welche ich schon seit meinem — zwölften Jahre hinein-gepfuscht hatte.

Freilich musste ich mich zuweilen losreissen, um die Lieben, mit denen ich zusammenlebte, nicht damit zu kränken, dass ich mich ganz von der Geselligkeit zurückzog. Ich fuhr zu Dinern auf die Nachbargüter, zu Abendunterhaltungen, sogar zu Bällen. Und da ich ein fideles, ausgelassenes Ding war, welches ich übrigens noch jetzt bin, amüsierte ich mich stets königlich, wurde überall gern gesehen und hatte genügend Anbeter.

— „Ah, ha!“ wird man sagen, „endlich! Es ist zu langweilig, immer und immer nur: Das that ich — das machte ich — und dergl. — und dergl. Gar nichts von Liebe?“

Nur Geduld! Das sogenannte Gefühlsleben habe ich mir bis zuletzt aufgespart. Erst den Hafer fertig gedroschen, die Schablone zu Ende gezirkelt! Es währt nicht mehr lange.

Rechte Trauer empfand ich, als die herrlichen drei Jahre vorübergeflogen waren. Gern wäre ich länger bei den mir sehr teuer gewordenen Personen geblieben. Aber durfte ich es denn? War denn nicht mein Aufenthalt hier nur Mittel zum Zwecke? Nein, nein, es ging nicht! Ich widerstand energisch allen Bitten; denn ich wollte mein Ziel nicht aus dem Auge verlieren.

Also nur zu! Hinein in das wahre Philistertum! Eine Stelle als Lehrerin war schnell gefunden, und ich gewöhnte mich rascher an meinen neuen Beruf, als ich gedacht hatte. Stand ich vor der Klasse, so war ich Schulmeister, nichts als das — ich muss dieses Talent wohl geerbt haben —; hatte ich die Zöglinge, welche mit einer wahren Begeisterung an mir hingen, verlassen, so war ich wieder eine ganz, ganz andere.

Da ich in meiner Freizeit fleissig schrieb, so waren die zwei Jahre unmerklich dahingeschwunden. Das Vorsteherinnenexamen wurde gemacht, und — hurra, hurra! — zurück ging es zum fröhlichen Studentenleben!

Wie ich dasselbe zugebracht? Nun: Wie alle. In der ersten Zeit gebummelt, gekneipt, gespielt, die Freiheit in vollen Zügen ausgekostet, auf die Berge geklettert etc.! Ich bin eine enthusiastische Naturschwärmerin, und eine schöne Landschaft kann mich bis zur Trunkenheit, bis zum Wahnsinn begeistern. Ueberhaupt erfasse ich mir sympathische neue Eindrücke mit einer inneren Glut, einer Leidenschaft, die sonderbar mit meiner äusseren Kälte und Ruhe kontrastieren. Man sollte meinen, dass etwas in dieser Weise Aufgenommenes schnell verschwinden, rasch verwischt werden müsste. Nein, es bleibt; es haftet mit demselben Feuer, welches keiner Steigerung mehr fähig ist.

Der zweite Teil des Universitätsprogramms ist jedoch: Arbeiten. Ich hatte, neben Astronomie und alten Sprachen, jetzt die Medizin als Hauptstudienfach ergriffen und wollte auch hier meinen männlichen Herren Kollegen nicht im Wissen und Können nachstehen. So machte ich denn ein recht gutes Examen und liess mich als „Privatgelehrte“ in einer der idyllischsten Gegenden unseres Vaterlandes nieder, wo ich vereint mit „Ihr“ noch heute ein Leben führe, wie es im Eden nicht himmlischer, nicht seliger sein kann.

Aber es gehört Mut, viel Mut dazu. Habt denselben, meine Mitschwester, zeigt, dass Ihr ebenso gut existenz- und liebeberechtigt seid, wie die „normalfühlende“ Welt! — Trotz derselben, und man wird Euch dulden, man wird Euch anerkennen, und man wird Euch sogar beneiden! Die Waffen hoch! Es muss und es wird gelingen. Ich habe es erreicht. Weshalb sollte es Euch nicht allen, allen gelingen?

„Aber“, höre ich erwidern, „du bist in Deutschland an die in Oesterreich! Ach, hättest du eine Ahnung von den Qualen, den Kämpfen, der Angst der die beständig das Damoklesschwert des Gesetzes über sich schweben sehen!“

Ihr Armen, Armen! Wann wird Euch die Stunde der Erlösung schlagen? Wann wird sie unsern Brüdern schlagen, die mit uns das Geschick haben, Ausnahme von der alltäglichen Schablone, von dem uralten, ewigen Naturgesetz zu sein? Kann Mutter Natur sich der irren? Dürfen wir überhaupt von Ausnahmen, krankhafter Veranlagung und Aehnlichem sprechen? Könnte wir nicht eher eine „Absicht“ als eine „Zufälligkeit“ sein? Ueber alle diese Fragen ist schon so unzählige Male gestritten worden und wird noch so unzählige Male gestritten werden, dass ich heute nicht näher darauf eingehen mag. Werft mir nur den Handschuh hin! Ich hebe ihn auf und werde Euch die Antwort nicht schuldig bleiben.

Hoch die Waffen! Bis er fällt, dieser Unglücksparagraph! Wie viel Elend hat er schon angerichtet wie viel Kummer verursacht! Warum sollen, warum müssen die Unschuldigen leiden, „die der Himmel auch fühlend schuf“, jedoch in einer Weise, welche die Alltätlichkeit nicht begreifen will? Wohlverstanden! Ich verlange keine Ausnahmsmoral. Was ich fordere, ist Menschlichkeit, Unparteilichkeit, gleiches Recht für alle.

Doch: Ich versprach, einige Züge aus meinem Liebesleben zu geben. Kurz gesagt: Ich hatte nie geliebt und glaubte mich frei von aller „Gefühlsduselei“, aller Sinnlichkeit, bis ich vor einigen Jahren derjenigen begegnete welche von der Zeit ab alle meine Sinne gefangen nimmt der mein Leben geweiht sein wird bis zum letzten Atemzuge.

„Nicht Männerliebe darf dein Herz berühren mit

„sünd'gen Flammen eitler Erdenlust“, so dachte ich oft, wenn die grosse Frage an mich herantrat: „Willst du die Meine werden? Willst du mir folgen durch die Stürme des Lebens?“

„Nein und abermals nein!“ sagte ich mir stets. Warum? Ich wusste es selbst nicht. Ich fühlte ein „etwas“, welches mich mit magischer Gewalt zurückhielt, und ich bin diesem „etwas“ sehr, sehr dankbar. Ich lachte über Liebe und hielt das Ganze für albernes Zeug, für eine Erfindung des müssigen Dichtergeistes, obwohl ich selbst dichtete und mich zuweilen ins schwärmerische Fach verstiegen hatte.

War es doch auch zunächst die hässliche Form, in welcher die Liebe an mich herantrat! Er war vermählt. Ich, kaum vierzehn Jahr alt, war seine Schülerin gewesen. Mein Geist, meine schnelle Auffassungsgabe, meine Talente hatten ihn geblendet. In einer Stunde, welche er mir allein gab, liess er sich von seiner Leidenschaft hinreissen. Ich lief in der Bestürzung davon, war indessen so harmlos, dass ich mich bald fragte, warum ich denn geflohen, ob es nicht Pflicht und Schuldigkeit gewesen wäre, meinem fast vergötterten Erzieher den Kuss der Dankbarkeit zu geben. Glücklicherweise besass er Ehrgefühl genug, sich sofort versetzen zu lassen. Was hätte daraus entstehen können? Mich schauderte später bei dem Gedanken.

Dann boten sich mehr oder weniger annehmbare Partien. Wir Konträrsexuelle sind oft von Bewerbern und Anbetern umgeben. Was man nicht erreichen kann, das reizt. Eine Festung, welche sich erst nach dem hundertsten Sturme ergiebt, hat auch den hundertfachen Wert.

Und leider, leider ergeben sich die meisten von uns schliesslich doch. Fast alle Konträrsexuellen heiraten. Ihr seht mich verdutzt an und wollt mir wohl gar heftig antworten? Ihr wenigen Unvermählten, welche Ihr die

Schrift lest? Seht Euch vor! Hütet Euch! Ich warne rechtzeitig. Vielleicht wird auch einmal die Reihe an Euch kommen. Doch Ihr seid es weniger, für die ich fürchte, Ihr Wissenden, Eingeweihten und Sehenden. Ich halte Euch für mutig genug, selbst das bisschen Lebensunterhalt zu erwerben, für welches sich tausende und abertausende verkaufen. Auch werdet Ihr nicht so kleinlich sein, Euch des armseligen Spottes wegen, der einer „alten Jungfer“ anhaftet, in das Joch der Ehe mit einem Geschöpfe zu stürzen, welches Ihr nicht verstehen und lieben könnt, welches sein gebieterisches „Er soll dein Herr sein“ schon vom ersten Augenblicke Eurer Verbindung an zur Geltung bringen möchte.

Warum übrigens immer noch in unserer aufgeklärten Zeit das Vorurteil gegen „die alte Jungfer“, welches viel, sehr viel Unheil anrichtet? Einer der Hauptgründe dürfte der sein, dass man leider noch zu wenig mit dem Wesen des Konträrsexualismus vertraut ist, dass man nichts von der Ehe derjenigen versteht, welche scheinbar gleichen Geschlechtes sind. Man sollte bedeutend mehr einschlägige Schriften lesen. Ich hatte das Glück, dass mir während meines medizinischen Studiums verschiedene Sachen von Kraft-Ebing in die Hand fielen.

O, wie schaute ich auf! Wie wurden mir die Augen geöffnet! Wie leicht, wie zielbewusst fühlte ich mich nach der Lektüre! Jetzt war es mir klar, dass ich nie, nie einen Mann heirathen dürfe. Ich legte mir Rechenschaft über mein bisheriges Leben ab, erkannte meine vollständige Kälte dem anderen Geschlechte gegenüber und gestand mir ein, dass mich manches Weib durch Schönheit, Anmut, Grazie, auch durch natürlichen Verstand, bezaubert, wenn auch noch nicht zur Liebe hingearbeitet hatte.

Ich wollte wachsam bleiben und die Augen offen be-

halten. Der aufmerksam um sich Blickende wird den Weg nicht verfehlen.

Aber, ach! Wie viele liegen noch im Unbewusstsein, ohne Ahnung von ihrem wahren Zustande? Und diese sind es, für die ich zittere. Sie suchen sich unter ihren verschiedenen Bewerbern, aus einem der oben angegebenen Gründe oder aus einem anderen, denjenigen aus, welcher ihnen als die vorteilhafteste Partie erscheint, nehmen auch wohl den ersten besten und geben sich der sanften Hoffnung hin: „Die Liebe kommt in der Ehe.“ Aber ach! ach!

Ich schweige von dem Leide, welches folgt, und das ich so oft Gelegenheit hatte mit anzusehen. Wohl giebt es einige unter uns, die Phantasie genug besitzen, sich in die Arme der angebeteten Freundin hinein zu träumen, während sie in denen des Mannes liegen. Ja eine Bekannte beichtete mir sogar, dass sie auf diese Weise zweimal Mutter geworden sei. O über solchen Schein, solche Heuchelei, solchen Betrug! —

Von meiner Ehe zu sprechen — so bezeichne ich absichtlich mein Verhältnis zu meiner teuren Freundin —, zögere ich immer wieder, weil mir dieselbe zu heilig erscheint; aber es würde unrecht sein, etwas zu verheimlichen. Ich lernte „sie“ auf einem Waldfeste kennen. Die Natur hatte mich berauscht. Am Ufer des See's wollte ich mich ausstrecken, um ungestört mein erhitztes Innere zu beruhigen. Da lag „sie“ unter einer Eiche, ganz in Rosa gekleidet.

Nicht weiter! Das Ganze ist so märchenduftig, so thaufrisch, dass man die Erzählung schliesslich für einen Roman halten könnte.

Sie war vermählt. Ich machte alle Stürme der Eifersucht, der Verzweiflung durch, wollte mit ihr fliehen, sie entführen, und musste mir doch sagen, dass

ich kein Recht dazu habe. Ich erfuhr auch erst nach dem Tode ihres Gatten, welcher plötzlich auf der Jagd erfolgte, dass sie mir gleichfalls in Liebe zugethan. Von diesem Augenblicke an leben wir zusammen als Ehepaar. Mein holdes, trautes Weibchen schaltet und waltet in unserem gemütlichen Heim als echte deutsche Hausfrau, und ich arbeite und erwerbe für uns beide als thatkräftiger, lebensfroher Mann.

E. Krause.



In «Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen», 1901, pp. 292 – 307

**La verità sulla mia persona.
Autobiografia di un'invertita sessuale.**

di E. Krause

Autobiografia, auto-incensamento? Nonostante creda che dovremmo starne alla larga, mi decido a scrivere. Perché no? Sono stata pregata più di una volta di collaborare a questa salutare iniziativa. Mi fa paura però, molta paura!

Non sono una di quelle demoralizzate che, scontente della loro sorte, vorrebbero gridare: “Che misere anomalie siamo! Perdonateci di stare al mondo!”. No, al contrario, io sono fiera del mio stato eccezionale. A testa alta, sbatto i piedi in terra e dico coraggiosamente: “Guardatemi pure, io sono così!”

Sono nata in una piccola città e sono la maggiore di otto figli; mio padre era precettore. Non è il momento per discutere se io sia geneticamente predisposta o no; pur avendo qualche conoscenza della nobile scienza medica, per il momento non mi sento in grado di scrivere un saggio scientifico. Forse più tardi, chissà.

La mia gioventù è stata simile a quella di ogni ragazzo che gode di quei privilegi che soltanto una cittadina può offrire; le libertà della vita in campagna e le comodità della vita urbana. Se dico che vivevo come un ragazzo, lo faccio appositamente, in quanto mi sentivo completamente tale, e ho avuto inoltre l'enorme fortuna di ricevere un'educazione maschile.

Oh! Quanto compiangevo le ragazze, rispettabili e costumate che camminavano con la borsa dei libri sotto il braccio e il quaderno di musica in mano mentre io correvo e mi accapigliavo con i miei compagni scatenati fino ad avere le guance bollenti e i capelli arruffati dal vento. Avevano provato a farmi vantare dei miei capelli e ne ammirarono la naturalezza fino al momento in cui andai dal parrucchiere per farmeli tagliare. Perché portare questo “ciondolo” inutile che mi dava fastidio mentre correvo e saltavo? Era decisamente più comodo, per i ragazzi. Perché, allora, non fare come loro? All'inizio, la mia richiesta fece inorridire il bravo parrucchiere, che mi fissò e gridò: “No, è un peccato, non lo faccio!”

“Allora vado da un altro”, replicai. A questa frase, fece un ultimo tentativo per farmi cambiare idea dicendo che ci sarebbero voluti almeno tre anni per fare ricrescere “questi capelli meravigliosi e forti”. “Non voglio che ricrescano; è per questo che voglio farmeli togliere!”.

Quando capì che era inutile insistere, emise un profondo sospiro e si mise al lavoro.

Oh! Quanto mi sentivo civettuola dopo! Nessuno mi avrebbe più trattato da ragazzina come l'aveva fatto poco prima Fritz Winterfeld! Ora ero un ragazzo come lui. Adesso mi guardavo anche nello specchio, cosa che normalmente ritenevo completamente inutile, ed ero fiera di me. “Le posso fare la piega ai capelli?”. Questa domanda mi fece scoppiare a ridere. “No, no! Non voglio mica diventare un dandy!”. L'artigiano incartò la mia treccia meticolosamente e me la dette con un'aria solenne. “Che cosa me ne faccio, io? Se la tenga pure!”. “Me la vorrebbe vendere per dieci marchi?”. Accettai più che volentieri. Con quei soldi mi sarei comprata un bel libro. Sono sempre stata appassionata di libri e lo sono ancora. Dopo me ne tornai mogia mogia verso casa, dove me le dettero di santa ragione. Ma cosa m'importava? I dolori sarebbero passati velocemente e quello che avevo fatto era ormai irreversibile. Inoltre, avevo anche guadagnato dei soldi e così mi recai il giorno stesso dal libraio.

Ho menzionato prima che ero un'appassionata di libri. I romanzi rosa e le riviste per ragazze non mi interessavano, però. Preferivo invece Robinson, le storie di indiani e libri simili. Era di questi che poi si parlava con i compagni. E non ne parlavamo soltanto, giocavamo anche agli indiani. Dal nostro “guardie e ladri” si era formata col tempo una vera e propria banda di briganti ovvero una banda di zingari. Ero stata nominata capobanda mentre un compagno di giochi esile e biondo faceva “la cuoca” perché era bravissimo nella preparazione dei passerì

alla brace. Noialtri ci occupavamo della caccia agli uccellini a cui tiravamo con un arco; eravamo diventati abili e chi sbagliava veniva preso in giro.

In mezzo ai campi avevamo montato delle tende, in una delle quali si trovava la cucina costruita con le pietre. Rubavamo il legno – i veri zingari devono rubare - in un vicino cantiere. Karl Wartenberg aveva portato da casa sua, un po' alla volta, una padella, una scatola di "svedesi", delle uova, un pezzo di lardo, il burro e una busta di sale. Nei campi intorno trovavamo delle patate, delle carote ed altro e così non rimanevamo digiuni quando ritornavamo dalla caccia o da qualche altra scorribanda selvaggia perché la nostra "brava cuoca" aveva nel frattempo preparato tutto, anche pulito e spennato i passeri.

Queste attività finirono improvvisamente il giorno in cui rubammo una gallina a un contadino di un paese abbastanza distante. Il vecchietto non accettò la scusa che eravamo degli zingari e acconsentì a non denunciarci solo a condizione che gli dessimo tutti gli spiccioli che avevamo per risarcirlo del danno che aveva subito.

Essendo capobanda mi sembrava necessario sottoporre a un severo tribunale quei membri indegni che erano stati talmente stupidi da farsi scoprire. Al mio ordine essi furono legati con fazzoletti e fili che portavamo con noi per far volare gli aquiloni e furono portati nel bosco più vicino. Mi arrampicai su un albero - ero bravissima a farlo nonostante non ci fosse ancora l'abitudine di portare il comodo "costume da ciclista", cioè i calzoni chiusi alla zuava che si mettono sotto la gonna. Grazie a un metodo molto pratico uguagliavo i ragazzi in tutti gli esercizi fisici, nel fare le capriole, nel rimanere in verticale sulla testa, nel camminare sulle mani, ecc.; portavo con me sempre un grande spillo di sicurezza con cui legavo la parte posteriore della mia gonna a quella davanti. Ammetto che quasi fino ai tempi dell'università credevo che l'unica differenza tra i ragazzi e me consistesse nel modo di vestire e spesso mi rattristava il fatto che attraverso i vestiti mi avessero attribuito lo stigma della ragazza fin dall'inizio.

Dopo essermi arrampicata su un albero per giudicare i malfattori feci cenno di liberarli e li punii severamente: I più cattivi, ovvero i più stupidi, furono condannati ad assistere per quel giorno "Hänschen" in cucina mentre noialtri saremmo partiti per un'altra bella scorribanda. Era così che chiamavamo la nostra cuoca, io invece ero nominata "Hans".

Sapendo che ribellarsi poteva solo peggiorare la loro sorte, obbedirono in silenzio e con aria cupa a questa crudele sentenza. Camminavano dietro a noi verso casa, cioè la tenda, come se seguissero una processione funebre. Dopo che noi fummo ripartiti, Hänschen disse a uno di loro di sbucciare le carote, a un altro le patate. Questo fece scoppiare la rivolta: "Non siamo mica delle ragazzine, non sappiamo cucinare e non abbiamo l'intenzione di farlo!". Hänschen provò invano a calmarli. Kurt prese un truciolo di legno ardente e dette fuoco alla tenda. Siccome le altre abitazioni erano vicine e c'era vento, le fiamme correvano da una all'altra e il fuoco guizzava sempre più alto. Essendoci vicino, come ho detto prima, un cantiere pieno di legno, la faccenda avrebbe potuto finire male. Gli addetti ai lavori del cantiere però avevano subito notato l'incendio, erano accorsi e in poco tempo riuscirono a spegnerlo.

Era inevitabile che tutta la cittadina venisse a sapere della faccenda. Nessuno della nostra banda di zingari riuscì ad evitare le botte. Il fatto peggiore però fu che si venne a conoscenza della maggior parte delle nostre birichinate. Girava voce per esempio - e non senza ragione - che avessimo sgraffignato un maialino nel paese vicino. Non sapendo veramente come macellarlo, come farlo arrosto o insaccato, l'avevamo messo in uno stagno. L'animaletto era riuscito facilmente a raggiungere la sponda opposta. Lì era stato preso da un commerciante che passava. Questi, probabilmente con l'intenzione di riportarlo al proprietario, l'aveva caricato sulla spalla. Siccome noi non ci fidavamo, mandammo due membri del nostro gruppo al municipio, come delegati, per denunciare l'onesto viandante del furto di un maiale. Fatto questo, il maialino era stato riportato dal suo proprietario.

Per rispetto per i miei compagni non vi dico quanto ci sia di vero nel fatto che avevamo frantumato le finestre della chiesa, come si diceva. Basti dire che ci ritenevano capaci di farlo.

Questo fu la goccia che fece traboccare il vaso e ad ognuno di noi furono inflitte delle severe punizioni. A me fu impedito definitivamente di giocare con i ragazzi.

Questo, comunque, non era poi così drammatico; mi ero sfogata abbastanza. Non mi venne affatto l'idea di frequentare delle ragazze, e cominciai a condurre una vita ritirata in compagnia dei miei amati libri. Leggevo tutto ciò che trovavo nella biblioteca di mio padre, preferibilmente delle storie di guerra e delle avventure di navigatori.

Perché non potevo diventare soldato o marinaio?

Devo confessare che non studiavo proprio volentieri. Compievo ciò che dovevo fare più che altro perché ero ambiziosa. Lo studio non era un problema per me. Ricordavo ciò che avevo sentito o letto e non me lo dimenticavo più. Riuscivo a fare i compiti scritti senza nessuna fatica. Se fosse stato possibile essere la prima della classe senza dovere né leggere né scrivere, non avrei fatto nemmeno quello.

Nella nostra cittadina c'era una piccola scuola privata per maschi. Siccome fu fondata principalmente per i miei cugini - i miei fratelli erano allora ancora troppo piccoli - e per interessamento di mio padre, mi era stato concesso di seguire tutti gli insegnamenti. Ne ero contentissima! È chiaro che questo fatto mi faceva credere ancora di più di essere veramente un ragazzo e non una ragazza.

Ricevevo un insegnamento a parte per i lavori femminili, la conversazione, le lingue moderne, ecc.. Una cosa era strana, però: agli occhi dei professori ero una bravissima studentessa mentre, non potendo essere entusiasta delle maestre, loro mi trovavano insopportabile, piccosa e testarda. C'era una ventenne francese che risvegliava in me una certa passione perché aveva gli occhi grandi di un bellissimo blu, i capelli neri meravigliosi ed era proprio bella. Dopo poco venni a sapere che gli ufficiali del paese la pensavano come me e questo fatto mi rendeva molto fiera. Quando però uno di questi prese in moglie la mia adorata, avrei voluto sfidarlo. Nessuno poté obbligarmi ad andare al matrimonio a cui ero invitata. Mi rinchiusi per mezza giornata nel mio studio pestando ogni tanto i piedi per la rabbia. All'epoca avevo quattordici anni.

Il mese successivo finì la scuola. I ragazzi che per la maggior parte erano più grandi di me ottennero facilmente il diploma e passarono al liceo di una città più grande. Ed io, io che ero stata la migliore all'esame? Non fui ammessa perché ero una ragazza. Questa fu la prima vera delusione della mia vita. Mettermi a piangere non era da me, dovevo agire, ribellarmi. Malgrado tutto volevo dare l'esame di maturità, possibilmente anche prima dei miei amici.

Mi procurai quindi il programma didattico della scuola interessata e studiai con l'aiuto di mio padre. Oltre a questo studiavo musica, in cui però non ho mai raggiunto la perfezione. Un giorno venni a sapere un fatto che aveva messo in agitazione tutta la città: una signora della buona società aveva ottenuto alla sola età di diciott'anni il diploma d'insegnante.

Se è tutto qui, pensavo! Andai dalla preside dell'istituto in questione e mi feci esaminare in privato. Mi fu comunicato che avevo le conoscenze richieste, ma non l'età. Ero pure troppo giovane per essere ammessa nella classe di preparazione. Cosa fare allora? Ero costretta ad aspettare! Siccome avevo deciso di darlo, quest'esame, non c'era alternativa.

Già il fatto che mi avessero fatto fare, anche se in privato, un esame di maturità anche prima dei miei compagni da gioco, era costato molta fatica.

Mi recai in Svizzera per iscrivermi all'università. All'inizio ero iscritta in filologia. Dovevo ancora dare l'esame per ottenere il diploma d'insegnante. Dopo che ebbi raggiunto l'età richiesta lo passai con ottimi risultati. Durante l'esame sentii qualcuno dire che le ragazze di talento non dovevano fermarsi a metà strada, ma che avrebbero dovuto ottenere anche il diploma di preside.

Mi informai subito dei requisiti richiesti e venni a sapere che ci volevano cinque anni di servizio, di cui due in una scuola pubblica. Che spavento! Cosa dovevo fare, allora? Presi la decisione di rimandare lo studio universitario insieme al piacere, alla libertà e a tutto ciò di cui una giovane studentessa godeva. Mi sarebbe toccato mettere gli occhiali - che poi non facevo

perché non avevo la vista corta - mostrarmi seria in volto e, dando il buon esempio, guidare gli adolescenti sulla strada che porta alla morale e alla scienza!

L'idea di una vita molto limitata in una scuola mi angosciava, non la dovevo fare subito, però. Nonostante il fatto che questo mi era stato sconsigliato, potevo anche accettare un posto da precettrice almeno per i primi tre anni. Avendo da sempre seguito le mie intuizioni, non davo retta ai consigli che mi davano e vivevo secondo il proverbio "la fortuna aiuta gli audaci"!

Anche questa volta riuscii nel mio intento. Trovai un posto invidiabile; avevo un'alunna brava, poco lavoro, una vita di famiglia ideale e soprattutto molto tempo libero. Ne approfittavo più che altro per dedicarmi alla scrittura, cosa che avevo cominciato a fare all'età di dodici anni.

Per non offendere le care persone con cui vivevo ritirandomi completamente dalla vita sociale, ogni tanto dovevo staccare. Le accompagnavo alle cene nei poderi vicini, alle serate e anche ai balli. Essendo di natura allegra e vivace, lo sono tutt'oggi, mi divertivo un sacco, ero ricevuta volentieri e avevo abbastanza ammiratori.

"Finalmente", si potrebbe dire! "Che noia sentire sempre *facevo questo, facevo quest'altro* ecc. E l'amore?"

Un po' di pazienza! Fino all'ultimo avevo messo da parte la cosiddetta vita sentimentale. Prima i doveri, il resto sarebbe venuto poco dopo.

Ero veramente triste, quando finirono quei tre anni bellissimi. Sarei rimasta volentieri da queste persone a cui mi ero affezionata. Ma lo potevo fare? Non doveva essere soltanto un mezzo per andare oltre quel periodo? No, no, non me lo potevo permettere! Non volendo abbandonare la mia meta rifiutai energicamente tutte le suppliche.

Forza! Buttati nel filisteismo vero e proprio! Trovare un posto d'insegnante era facile e mi abituai più velocemente di quanto avessi creduto alla mia nuova professione. Davanti alla classe ero la maestra - una dote probabilmente ereditata -, e una volta liberata dagli alunni che mi dimostravano una vera ammirazione tornavo di nuovo una persona completamente diversa. Durante il mio tempo libero scrivevo appassionatamente, e i due anni passarono in modo impercettibile. Superai l'esame per il diploma di preside e finalmente ricominciò la vita appassionante degli studi; urrà!

Come la trascorrevi? Come tutti gli altri, insomma. All'inizio me la prendevo comoda, uscivo, mi divertivo, facevo delle gite in montagna, ecc.. Amo ardentemente la natura, un bel paesaggio mi può mettere in uno stato d'ubriachezza, di follia. Percepisco in generale delle sensazioni nuove e positive con ardore e passione, in contrasto con il mio atteggiamento freddo e tranquillo. Si potrebbe pensare che quel che è percepito in questo modo svanisca subito, si perda facilmente; e invece rimane, persiste con lo stesso ardore, il quale non può intensificarsi.

La seconda parte degli studi, però, fu molto faticosa. A parte l'astronomia e le lingue antiche avevo scelto la medicina come materia principale e volevo dimostrare ai miei colleghi maschi che non ero inferiore a loro per quanto riguardava le conoscenze o le competenze. Superai l'esame con decenza e dopo aver messo su uno studio privato, andai a vivere in una delle più idilliche regioni della nostra patria, dove conduco tutt'ora insieme a "lei" una vita che non potrebbe essere né più incantevole, né più beata.

Ci è voluto coraggio, però, molto coraggio. Abbiatelo anche voi, care sorelle, mostrate che il vostro diritto all'esistenza e all'amore è uguale a quello delle persone "normali" di questo mondo! - Ribellatevi e sarete accettate, sarete stimate e pure invidiate! In battaglia! Ce la farete, dovete farcela. Io ci sono riuscita. Perché non ci dovrete riuscire anche voi?

Me la immagino, la vostra replica: "Ma tu sei in Germania. Pensa a chi sta in Austria! Non ti immagini i tormenti, le battaglie e l'angoscia di quelle per cui la legge è una spada di Damocle!"

Povere voi, poverine! Quando vi toccherà di essere liberate? Quando toccherà ai nostri fratelli che spartiscono con noi il destino di non corrispondere al modello normale, che sono le

eccezioni della antica e eterna legge della natura? Può sbagliare, madre natura? Si può parlare veramente di eccezione, d'inclinazione morbosa e di cose simili? Non saremo forse "voluti" piuttosto che "capitati"? Questa questione è stata e sarà discussa e ridiscussa, non me la sento di considerarla ora. Gettate pure il guanto! Lo raccoglierò e mi affretterò a rispondervi.

In battaglia! Lottiamo finché non cadrà questo maledetto paragrafo! Quanta miseria, quanto dispiacere ha causato! Perché deve soffrire chi non ha colpa, chi è stato creato dal cielo e prova sentimenti in un modo che chi gli sta intorno non vuole capire? Non fraintendiamoci! Non chiedo eccezioni per ciò che riguarda la morale. Chiedo semplicemente un atteggiamento umano e imparziale e gli stessi diritti per tutti.

Avevo promesso però di raccontare qualche tratto della mia vita. In breve: non avevo mai amato e credevo di essere priva di sentimenti e sensualità finché qualche anno fa non incontrai la donna che si è impadronita di tutti i miei sensi e a cui sarà dedicata la mia vita fino all'ultimo respiro. Quando dovetti decidere se volevo diventare *sua* e starle vicina anche nei momenti brutti della vita, ho spesso pensato "non sono certo gli amori maschili che il tuo cuore può toccare con le fiamme peccaminose di un futile desiderio terreno". "No, decisamente no", mi dicevo. Il perché non lo sapevo neppure io. Sentivo qualcosa dentro di me che me lo impediva in modo magico e sono molto riconoscente di questo. Ridevo dell'amore e lo consideravo stupido e pur scrivendo io stessa e essendomi anch'io persa ogni tanto nella passione della scrittura, lo ritenevo un'invenzione dello spirito artistico degli scrittori.

L'amore mi si presentò per la prima volta in un modo sgradevole: Era sposato. Avevo appena quattordici anni ed ero una sua alunna. Lui era rimasto incantato dal mio spirito, dalla facilità con cui studiavo e dal mio talento. Durante una lezione in cui eravamo da soli si abbandonò alla sua passione. Io scappai sconvolta, ma essendo stato un avvenimento talmente innocuo, mi chiesi in seguito perché fossi scappata e se non avessi voluto concedere quel bacio di ringraziamento al mio insegnante ammirato. Per fortuna lui aveva il senso dell'onore e si fece subito trasferire. Cosa ne sarebbe potuto risultare nel tempo? Pensandoci più tardi, mi venivano i brividi.

Dopo mi si presentarono dei partiti più o meno accettabili. Noi invertiti sessuali ci vediamo spesso circondati da corteggiatori e ammiratori. Ciò che è irraggiungibile, tenta. La forza che cade soltanto dopo il centesimo assalto ha un valore cento volte più alto.

Peccato che la maggior parte di noi purtroppo prima o poi si arrenda. Quasi tutti gli invertiti sessuali si sposano. Mi guardate in modo stupito e volete gridarmi una risposta in faccia? Voi, le poche nubi che leggono questo testo? Non fatelo! State attente! Vi avverto in tempo. Forse toccherà anche a voi, anche se non siete voi quelle che sanno, capiscono e vedono perché io sia preoccupata. Vi ritengo abbastanza coraggiose per riuscire a guadagnarvi il poco che vi serve per vivere, per cui migliaia e migliaia di altre donne si vendono. Non sarete abbastanza meschine da sottomettervi al giogo del matrimonio con una creatura che non potete né amare né capire e a cui piace far vedere dal primo momento del vostro legame che è lui che deve essere il vostro padrone. Tutto questo, infine, solo per evitare di essere prese in giro come si fa con le vecchie zitelle.

Perché continua a persistere il pregiudizio sulla "vecchia zitella" che causa molte disgrazie anche nei nostri tempi illuminati? Uno dei motivi principali sarà la conoscenza insufficiente della natura dell'inversione sessuale e l'ignoranza della natura del legame tra due persone dello stesso sesso. Si dovrebbero sicuramente leggere più scritti sull'argomento. Personalmente sono stata fortunata, durante i miei studi di medicina mi sono capitati vari scritti di Krafft-Ebing.

Mi si aprivano gli occhi! Mi illuminavano! Dopo la lettura mi sentivo leggera e determinata! Capii che mai, mai nella mia vita avrei potuto sposare un uomo. Riflettendo sulla mia vita passata, mi rendevo conto che ero sempre rimasta indifferente nei confronti dell'altro sesso, e

ammettevo a me stessa che era stata la bellezza, la grazia oppure l'intelletto di qualche donna ad incantarmi, anche se non appassionarmi.

Decisi di stare più attenta e di tenere gli occhi aperti. Chi sta attento non può sbagliare strada. Peccato, però! Quante ce ne sono ancora che non si rendono conto, che non hanno nessun'idea della loro vera natura! Sono proprio loro per cui sto tremando. Per una delle ragioni suddette o per un'altra scelgono il corteggiatore che sembra essere il miglior partito, prendono anche il primo che si presenti e continuano a sperare che l'amore si manifesterà una volta sposate. Ahimè, ahimè!

Non parlo della tortura che ne segue e che ho dovuto vedere troppe volte. C'è davvero qualcuna fra noi che ha la fantasia per riuscire a sognare l'amica mentre riposa nelle braccia del marito. Una mia conoscente ha anche raccontato che in questa maniera è diventata madre di due figli. Che vergogna quest'apparenza, quest'ipocrisia, questa truffa!

Esito sempre a parlare del mio matrimonio - chiamo la relazione con la mia cara amica appositamente così - perché mi sembra essere troppo sacro; d'altro lato sarebbe sbagliato voler nascondere qualcosa. Feci la sua conoscenza a una festa in campagna. La natura mi aveva messa in uno stato di ubriachezza. Stavo per coricarmi sulla sponda del lago per tranquillizzare l'ardore dentro di me. Lì c'era lei, sdraiata sotto una quercia e vestita completamente di rosa.

Non dico altro! La faccenda è talmente fiabesca e recente che la si potrebbe scambiare per un romanzo.

Era sposata. Ho conosciuto tutti i tormenti della gelosia e della disperazione, volevo fuggire insieme a lei, sequestrarla; mi dovevo sempre dire, però, che non avevo il diritto di fare una cosa del genere. Venni a sapere soltanto dopo la morte di suo marito, che avvenne improvvisamente durante la caccia, che anche lei provava amore per me. Da quel momento in poi viviamo insieme da coppia sposata. La mia cara, amata mogliettina si occupa della nostra casa accogliente, proprio come una vera casalinga tedesca e io, facendo il maschio forte e vivace, vado a lavorare e porto a casa lo stipendio per tutte e due.